

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-01881-7

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Carolin Frey

Das Krähenzimmer

Thriller

Rowohlt Polaris

1. Auflage

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Kirchenallee 19, 20099 Hamburg, August 2026

Copyright © 2026 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining

im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Covergestaltung Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,

Zürich

Coverabbildung Shutterstock

Satz aus der Lyon Text

bei CPI books GmbH, Leck

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-499-01881-7

Prolog

5

Die Flammen züngeln gierig nach oben. Das Feuer im Kamin prasselt so laut, dass es meinen abgehackten Atem fast übertönt. Draußen peitscht ein Sturm über das Meer und lässt die Äste der Bäume über das Dach tanzen. Ich kneife die Augen zusammen, versuche, alle Geräusche auszublenden, aber das ist unmöglich. Meine Gedanken rasen, und ich kann das Tosen in meinem Kopf ebenso wenig kontrollieren wie den Wind. Ich ziehe die Beine an, klammere mich mit meinen schweißnassen Händen an ihnen fest, mache mich klein. So klein, dass ich fast unsichtbar bin.

Doch er wird mich trotzdem finden.

Ich verkrieche mich in die Ecke des Schrankes, die Tür nur einen Spaltbreit geöffnet. Es ist dunkel, tiefste Nacht, und außer der Spiegelung der tanzenden Flammen in den bodentiefen Fenstern sehe ich nichts. Wenn er diese Tür öffnet, wenn er hier nachsieht, bin ich geliefert. Ich spüre, wie meine Augen zu brennen beginnen, balle meine linke Hand zur Faust und presse sie mir in den Mund, um das Schluchzen zu unterdrücken.

Ein rauchiger Geruch dringt in meine Nase, aber da ist noch etwas anderes. Etwas, das warm an meiner verkrampften Hand herunterläuft und metallisch riecht. Nach Eisen.

Blut.

Ich kämpfe die aufsteigende Panik nieder. Vorsichtig taste ich meine Stirn ab, doch meine Finger zittern so unkontrolliert,

dass ich unsanft gegen die Wunde stoße und mir einen Schmerzensschrei verkneifen muss. Die Stelle ist nicht besonders groß, aber nass, und immer mehr Blut rinnt hinab. Es tropft auf meinen Pullover, meine Hose. Lautlos drücke ich die Tür auf und entdecke auch auf dem Fischgrätparkett feine Blutspritzer.

6 Hektisch sehe ich mich um, suche nach einem Handtuch oder einem Stofffetzen, um die Blutung zu stoppen und die Spuren zu beseitigen. Nichts darf ihn zu mir führen. Doch der Schrank ist leer.

Mir bleibt nicht viel Zeit. Nicht nur weil er es irgendwie geschafft hat, ins Haus zu kommen, und früher oder später hier nachsehen wird, sondern auch weil mir langsam schwindelig wird. Wenn ich hier und jetzt bewusstlos werde, bin ich ihm ausgeliefert. Dann kann er endlich zu Ende bringen, worauf er schon so lange wartet.

Irgendetwas muss ich tun, ich kann mich nicht einfach so geschlagen geben. Ich schlucke, als ein Gedanke in meinem Kopf Formen annimmt. Wenn ich ihm nicht noch einmal entkommen kann, wenn das hier kein gutes Ende nimmt ... Dann muss jemand erfahren, was geschehen ist. Meine Finger tasten über die Holzwände des antiken Schranks, fahren die Rillen nach, wandern hinauf, bis ich es finde.

Ich drücke fest dagegen, fühle den Spalt.

Das Geheimfach.

Hier werde ich es verstecken.

Ich richte mich auf, ziehe meinen wertvollsten Besitz aus dem Hosenbund, drücke ihn ein letztes Mal an mich und lasse ihn dann darin verschwinden. Millimeter für Millimeter schiebe ich ihn in den schmalen Hohlraum.

Fast habe ich es geschafft. Doch etwas lässt mich innehalten.

Er.

Ich kann seine Schritte mehr spüren als hören.

Ich lasse los. In dem Moment überkommt mich der Schwindel. Ich verliere den Halt und falle seitlich auf den Schrankboden, das Rumpeln dröhnt laut in meinen Ohren.

Zu laut.

Nun weiß er, wo ich bin.

Der Holzboden knarrt, nah, viel zu nah.

Ich muss hier weg.

Mir entweicht ein Wimmern, als mir die Ausweglosigkeit meiner Lage bewusst wird. Ich mache mich bereit, sammle mich und schließe für einen winzigen Moment die Augen.

In den Schwindel mischen sich Bilder von wogenden Wellen, vom weißen Sandstrand und von Kindern, die einander an den Händen halten, lachend durch Sand und Wasser waten. Ich erblicke mich, wie ich kichere, meine Haut rosig, meine Augen strahlend.

Das ist viele Jahre her. Lange bevor es passierte; lange bevor er mich zerstört hat, doch ich sehe es so klar vor mir, als wäre es gestern gewesen. Und während ich mich mit letzter Kraft hochstemme und die Tür aufreiß, um zu fliehen, denke ich daran, wie es hier einmal war.

Einst war dieser Ort für mich das Paradies.

Bis er zu meiner persönlichen Hölle wurde.

Kapitel 1

Wenn ich ans Meer denke, fallen mir diese Ferien ein. Die Ferien, als mein Vater noch kein völliger Arsch war, mit Helen verheiratet und irgendwie auf eine Art glücklich, die ich danach nie wieder an ihm gesehen habe.

Helen war nicht meine Mutter, aber sie war in Ordnung. Sie arbeitete in seiner Kanzlei, war fünfzehn Jahre jünger als er, zwanzig Jahre älter als ich und schaffte es erstaunlich gut, aus uns so etwas wie eine Familie zu machen.

Zumindest für diese kurze Zeit.

Wir verbrachten die Ferien in einem winzigen Ort direkt an der Küste, so klein, dass er nahezu unbekannt war. Mein Vater wollte eigentlich in ein Fünf-Sterne-Hotel, aber Helen überredete ihn, nach Geelekow zu fahren, wo ihre Familie seit Generationen ein Ferienhaus besaß. Ich hätte es nicht besser treffen können: Nicht nur war immer Leben im Haus, weil ständig irgendwelche Verwandten von Helen dort waren, das reetgedeckte Anwesen wirkte riesig und verwinkelt zugleich – der perfekte Spielplatz für mich. Ich krabbelte unter den ausladenden Esstisch mit der gestärkten, bodenlangen Tischdecke, bis mich jemand entdeckte und mal lachend, mal fluchend verscheuchte. Ich schlich mich in die Küche, um eines der leckeren Törtchen abzugreifen, die Helen nur im Urlaub backte. Und manchmal stahl ich mich abends noch aus dem Bett, um – barfuß und im Schlafanzug – meine Nase durch die

Treppengeländerpfosten zu drücken und den Erwachsenen zuzusehen. Wie sie die langen Gräten aus den Fischen zogen und dann so herzhaft hineinbissen, dass das Fett ihre Mundwinkel hinunterlief. Wie sie tanzten, bis sie sich Luft zufächeln mussten. Wie sie lachten, so sehr, dass sie beim Trinken den roten Wein verschütteten und die Tischdecke bespritzten.

In meiner Erinnerung war es im Grunde jeden Tag erstaunlich heiß, fast schon hochsommerlich, und Helen baute mit mir am Strand stundenlang ganze Burganlagen aus Sand; mein Vater las mir Sachen aus der Zeitung vor, die ich nicht verstand. Aber ich war glücklich, weil ich noch nie so viel Zeit mit ihm verbracht hatte. Nicht einmal, als meine Mutter gestorben war und es nur uns beide gab.

Wenn ich brav war, gingen wir im Meer baden, sammelten Quallen, Seetang und kleine Fische in einem gelben Plastik-eimer und spazierten zu dritt den Strand entlang. Meine kleinen Hände hielten ihre großen, und manchmal holten sie sogar Schwung und ließen mich zwischen sich hochfliegen. Ich spürte den Wind auf meinen heißen Wangen, die vom vielen Lachen ganz wehtaten, den Sand zwischen meinen Zehen und die klebrigen Haarsträhnen auf meiner Stirn. Die Tage, die wir an der Küste verbrachten, waren so anders als unser Leben in Berlin.

Ich war noch in der Grundschule, und diese Urlaube waren die schönste Zeit meines Lebens.

Nach einigen Sommern war der Zauber vorbei. Ich kam aufs Gymnasium, mein Vater wurde zu dem distanzierten, arbeitsfixierten Mann, den ich heute kenne, und von Helen ist er mittlerweile geschieden.

«Sehr geehrte Fahrgäste, in Kürze erreichen wir ...» Die An-

sage reißt mich aus meinen Gedanken. «Der Ausstieg erfolgt in Fahrtrichtung links.»

10 Ein Blick auf die Uhr verrät mir, dass es schon fast Mitternacht ist – ich treffe fünf Stunden später als geplant am Bahnhof ein. Völlig überraschend hat mit dem angekündigten Sturm heute Morgen auch Schneefall eingesetzt, mit dem jetzt, Anfang November, noch niemand gerechnet hatte. Schon gar nicht in Norddeutschland. Weniger überraschend hatte die Bahn mit dem Wintereinbruch solche Probleme, dass der gesamte Nah- und Fernverkehr entweder stark verspätet oder komplett lahmgelegt war.

Der Zug verlangsamt seine Geschwindigkeit, und ich sammle eilig meine Sachen zusammen, um den Ausstieg auf keinen Fall zu verpassen. Den Blick aufs Handy hebe ich mir für draußen auf. Als ich das letzte Mal nachgesehen habe, hatte ich nur noch neun Prozent Akku, dabei bin ich noch lange nicht an meinem Ziel. Ein Bus soll mich das letzte Stück bis nach Geelekow bringen, doch mein Bauchgefühl sagt mir, dass die Chancen darauf um diese Uhrzeit eher schlecht stehen.

Als der Zug in dem kleinen Bahnhof hält, der anscheinend nur ein Gleis hat, verfluche ich mich dafür, dass ich nicht einfach früher losgefahren bin, einen halben Tag oder so, doch ich musste noch meine Umzugskisten unterbringen. Eine ehemalige Kommilitonin hat mir großzügigerweise gestattet, dass ich ihren modrigen Kreuzberger Keller dafür nutzen darf – gegen eine Mietgebühr von 40 Euro für vier Wochen. Und da ich weder Auto noch Führerschein habe, war ich den ganzen Vormittag damit beschäftigt, die Kisten mit der S-Bahn hin- und herzufahren.

Die Türen öffnen sich, der Bahnsteig liegt unberührt vor mir. Ich steige aus, meine Boots sinken millimetertief in den Schnee,

und sehe mich um. Wie es scheint, bin ich die Einzige, die hier aussteigt.

Ich gehe durch das saubere, aber in die Jahre gekommene Empfangsgebäude, trete hinaus auf einen kleinen Vorplatz und lasse mein Gepäck fallen. Der Wind scheint etwas abgenommen zu haben, und die feine Schneedecke, die die Straßen überzieht, verleiht der Szenerie etwas Unwirkliches. Gegenüber befindet sich ein Parkplatz, auf dem nur zwei Autos stehen. Mein Blick wandert nach rechts zu einem alten, verfallenden Bahngebäude; eine stillgelegte Ruine mit zerbrochenen Scheiben und Graffiti an der verklinkerten Fassade, die ich mir am helllichten Tag sicher näher anschauen würde, die nachts aber einfach nur verdammt gruselig ist. Ich wende mich nach links, wo ich gleich mehrere Bushaltestellen und ein paar Häuser entdecke. Obwohl ich mich bemüht habe, möglichst wenig einzupacken, fühlt sich mein Zeug an, als würde es 100 Kilo wiegen. Ich schultere meinen Rucksack, unter dem ich fast verschwinde, und hieve den Riemen meiner Reisetasche über die Schulter, dann stapfe ich durch den frisch gefallenen Schnee hinüber. Er knirscht unter meinen Füßen. Eiskalte Nachtluft strömt in meine Lungen, eindeutig klarer als in der Großstadt. Dabei bin ich noch nicht einmal direkt am Meer.

Ich puste mir Luft in die Hände – natürlich habe ich vergessen, Handschuhe einzupacken – und überfliege die Ausgänge.

Achtung! Wetterbedingt veränderter Fahrplan.

Ich stöhne. Der letzte Bus in meine Richtung ist bereits vor zwei Stunden abgefahren. Unschlüssig sehe ich mich um, doch die Gegend liegt wie ausgestorben da.

Hinter mir bewegt sich etwas. Ich sehe eine Frau aus dem Bahnhofsgebäude in Richtung Parkplatz eilen. Ungelenk stolpere ich mit meinem schweren Gepäck in ihre Richtung und falle fast vornüber, als ich wenige Meter vor ihr zum Stehen komme.

«Entschuldigen Sie bitte ...»

12 «Mein Gott!» Sie greift sich mit einer Hand an die Brust und schließt kurz die Augen. «Sie haben mich fast zu Tode erschreckt.»

«Oh, das war nicht meine Absicht. Ich habe Sie nur von der Bushaltestelle dort hinten gesehen ...»

«Was wollen Sie?» Misstrauisch tritt sie einen Schritt zurück und blickt mich über eine schmale silberne Brille hinweg an. In der Hand lässt sie den Autoschlüssel zwischen den Fingern klimpern. Sie geht mir nur bis zum Kinn, was bei meiner Größe etwas heißen will, und ihre papierartige Haut ist von tiefen Falten durchzogen. Bei genauerem Hinsehen ist sie kleiner und älter, als ich zunächst vermutet habe.

«Ich möchte Sie wirklich nicht belästigen» *oder verängstigen*, füge ich in Gedanken hinzu. Es ist ohnehin schon unheimlich genug hier um Mitternacht, auch ohne von einer Fremden überrascht zu werden. Besonders von einer Fremden wie mir. Die Frau mustert mich fast schon furchtsam, und ich bemühe mich, vertrauenerweckend zu klingen. «Ich bin den weiten Weg aus Berlin gekommen und muss nach Geelekow. Allerdings habe ich gerade festgestellt, dass heute kein Bus mehr fährt.»

Sie lacht kurz auf, es erinnert mich an das Kieksen von Dolores Umbridge aus den Harry-Potter-Filmen. «Berlin ist gar nicht so weit weg. Ich besuche regelmäßig meinen Sohn,

er wohnt in Spandau. Das sind dreieinhalb Stunden mit dem Auto, wenn überhaupt.»

Ich verkneife mir die Erwiderung, dass ich *offensichtlich* mit dem Zug gereist bin, dass ich heute *offensichtlich* nicht die besten Voraussetzungen für eine pünktliche Zugfahrt hatte und dass Spandau *offensichtlich* nicht für ganz Berlin steht. Stattdessen nicke ich mühsam lächelnd. «Es sollte ein Bus fahren, aber wegen des verspäteten Zuges habe ich den letzten verpasst», wiederhole ich mich in der Hoffnung, dass sie diesen Teil überhört hat.

13

«Das ist typisch in der Nebensaison. Noch dazu ist Sonntag, da fahren die Busse ohnehin seltener», sagt sie, als würde mir das irgendwie helfen. Mein Lächeln verrutscht ein wenig. Sie dreht sich in Richtung ihres Autos. Das Gespräch ist ihr sichtlich unangenehm – doch erfrieren ist es auch. Schon jetzt, nach diesen wenigen Minuten, durchdringt die Kälte meine Klamotten.

Hilflos sehe ich mich auf dem sehr übersichtlichen Bahnhofsvorplatz um. «Gibt es hier ein Taxi oder Uber?»

Sie wendet sich mir wieder zu, runzelt beim letzten Wort allerdings die Stirn. Diese Frau hat vermutlich noch nie von Uber gehört.

«Es gibt Taxen, aber da würde ich mir nicht allzu große Hoffnungen machen. Die wollen auch mal Feierabend und Wochenende haben. Abends ist hier sowieso nichts los, das lohnt sich nicht für die. Die Fahrer sind meistens damit beschäftigt, tagsüber Rentner wie mich zu den Ärzten zu fahren.» Sie zwinkert mir zu, wodurch sie sofort etwas zugänglicher wirkt.

Diese kleine Geste lässt mich meinen letzten Rest Stolz hinunterschlucken. Ich ziehe die Ärmel des Pullovers über meine Fingerknöchel, um die Tattoos darauf zu verbergen, und

deute dorthin, wo ich mein Ziel vermute. «Fahren Sie zufällig nach Geelekow oder könnten mich vielleicht ein Stückchen mitnehmen?»

14 Sie schnaubt halb verächtlich, halb bedauernd. «Tut mir leid, Mädchen, aber ich wohne genau in der entgegengesetzten Richtung. Ich könnte Sie bis zu der Ecke da vorn bringen, aber das hilft Ihnen nicht.» Sie wirft mir einen mitleidigen Blick zu, bevor sie schließlich seufzt und etwas aus ihrer Handtasche holt. «Ich kann Ihnen wirklich nicht helfen, aber hier haben Sie die.» Sie reicht mir die knallgelbe Visitenkarte eines örtlichen Taxiunternehmens. «Versuchen Sie's einfach. Viel Glück.»

Damit lässt sie mich endgültig stehen und tippelt schnellen Schrittes über die Straße zu ihrem Auto. Dort angekommen, dreht sie sich noch einmal um, vermutlich um zu sehen, ob ich ihr folge, bevor sie eilig einsteigt. Der Knall der zuschlagenden Wagentür schallt durch die Luft, gefolgt vom Aufheulen des Motors.

«Schönen Dank auch», sage ich leise und beobachte die feinen Wölkchen, die meine Worte in die Nachtluft begleiten, während ich ihrem Auto nachsehe.

Jetzt bin ich ganz auf mich allein gestellt.

Mit zitternden Fingern hole ich mein Handy heraus. Sieben Prozent. Ich verfluche mich dafür, dass ich nicht sorgfältiger gepackt und eine Powerbank mitgenommen habe. Doch ich war in Eile, wollte nur weg.

Ich tippe die Nummer von der Visitenkarte ein. Wenig überraschend springt nur der Anrufbeantworter an, auf dem ich eine Nachricht hinterlasse, auch wenn ich es besser weiß.

Dann öffne ich die Karten-App und gebe die Adresse ein.

Das Ergebnis fühlt sich an wie ein Schlag in die Magengrube:

25 Minuten mit dem Auto, 60 Minuten mit dem Fahrrad, 3 Stunden und fünfundvierzig Minuten zu Fuß.

Mir wird ein wenig schwindelig. Fast vier Stunden zu Fuß? Ich bin nicht unsportlich, aber das wäre schon am helllichten Tag eine ordentliche Strecke. In der Nacht, mit diesem Gepäck und bei Temperaturen um den Gefrierpunkt kommt es mir unmöglich vor. Kältetod vorprogrammiert. Ich schüttle den Kopf und wähle noch mal die Nummer des örtlichen Taxiunternehmens. Wieder nichts.

15

Fünf Prozent Akku.

Widerstrebend präge ich mir den Fußweg nach Geelekow ein und bete, dass mein unzuverlässiger Orientierungssinn mich diesmal nicht im Stich lässt. Ich schließe alle Apps und schalte mein Handy in den Flugmodus, um mir die letzten paar Prozent aufzuheben, dann stapfe ich los.

Der Weg ist nicht gerade einladend. Tagsüber wirkt es hier bestimmt ganz anders, aber jetzt verursacht mir die Mischung aus teils im Dunkeln liegenden Freiflächen, Mehrfamilien- und Gewerbehäusern ein mulmiges Gefühl. Ich laufe entlang der Hauptstraße durch ein Gewerbegebiet und eine Einfamilienhaussiedlung, bis der Wald anfängt.

Die Straße ist jetzt auf beiden Seiten von Bäumen gesäumt, keine Häuser mehr. Nur auf einer Seite gibt es einen Gehweg. Doch das ist es nicht, was mich nervös macht: Es sind die seltsamen Geräusche aus dem Wald. Auch wenn der Schnee sie dämpft, höre ich sie trotzdem, denn alle meine Sinne sind geschärft. In der Ferne ertönt der melancholische, fast leidende Ruf eines Vogels. Es raschelt im Unterholz, und ich glaube sogar, ein leises Schnauben zu hören. Äste knacken. Das Knacken wird immer lauter, und es wirkt, als käme etwas – oder jemand – langsam auf mich zu.

Die Beleuchtung hier ist spärlich, und ich erwische mich dabei, wie ich die Strecken zwischen den einzelnen Laternen fast schon rennend zurücklege. Bei der nächsten Laterne bleibe ich kurzatmig stehen. Mit meinen tauben Fingern hole ich mein Smartphone heraus und schalte den Flugmodus aus. Der kleine Funke Hoffnung, dass der Taxifahrer sich meiner erbarmt und zurückgerufen hat, schwindet.

Keine neuen Nachrichten. Und nur noch zwei Prozent Akku.

Erneut versuche ich es beim Taxiunternehmen. Wieder ohne Erfolg. Dann öffne ich die Karten-App und checke, wie weit ich es noch habe. Die Zahl, die mich vom Display anstarrt, lässt mich aufkeuchen: immer noch fast drei Stunden.

Drei!

«Das halte ich nicht durch», sage ich zu mir selbst und allen Tieren des Waldes, denen vermutlich längst das Wasser im Mund zusammenläuft. Bis dahin ist es fast Morgen, und ich bin erfroren.

«Shit, ich hätte ein Fahrrad klauen sollen.» Frustriert lasse ich meine Reisetasche von der Schulter rutschen, die mit einem dumpfen Laut in den Schnee fällt. Er wirbelt in einer Wolke auf, die sich wie Puderzucker über mein Gepäck legt.

Ich versuche, meine Füße zu bewegen, doch ich spüre sie kaum noch. Wenn ich weitere drei Stunden laufe – und falls ich es überhaupt bis nach Geelekow schaffe –, kann ich dort meine abgefrorenen Zehen aus den Doc Martens schütteln.

Hilfe suchend sehe ich mich um, als ob in den dicht beieinanderstehenden Bäumen oder auf der einsamen Straße die Lösung meiner Probleme liegt. In der Ferne ertönen Motorengeräusche. Ich tigere hin und her, um mich warm zu halten, bis ich abrupt stehen bleibe.

Ich muss trampeln.

Das ist meine letzte Hoffnung. Und egal, wie sehr diese Option jedem Mädchen von klein auf ausgedreht wird: Sie ist alles, was ich gerade habe.

Kurzerhand stelle ich mich an den Gehwegrand und halte meinen Daumen raus, in der Hoffnung, dass das Auto anhält und mich zumindest ein Stück meines Weges mitnimmt. Um diese Uhrzeit ist die Straße kaum befahren. Doch es fährt weiter, vermutlich sieht es mich gar nicht. Mit meiner weiten, dunklen Jeans, der braunen Wildlederjacke und der Wollmütze, die fast nahtlos in meine schwarzen Haare übergeht, verschwimme ich mit dem Dunkel des Waldes hinter mir.

17

Ich lasse mein Gepäck liegen und gehe ein Stück weiter zur Laterne, platziere mich direkt unter dem Lichtkegel, sodass man mich kaum noch übersehen kann. Gerade fällt mir auf, dass ich gar nicht auf der richtigen Straßenseite stehe, als ein weißer Kastenwagen an mir vorbeirauscht und etwa 50 Meter entfernt auf der gegenüberliegenden Straßenseite abrupt bremst.

Er hält an, setzt aber keinen Blinker und gibt mir auch sonst kein Zeichen, ob er wegen mir zum Stehen gekommen ist. Er scheint keinen Firmen-Aufdruck auf der Seite zu haben, wie es bei Handwerkern meistens der Fall ist. Unschlüssig recke ich den Hals, warte darauf, dass der Fahrer den Kopf herausstreckt und mir zuruft, dass ich einsteigen kann. Ich sollte meine Chance nutzen und hinüberlaufen, nachfragen, versuchen, ihn mit dem kläglichen bisschen Charme, das ich in mir habe, zu überzeugen, mich nach Geelekow zu fahren. Vermutlich wäre das die klügste Idee.

Doch irgendetwas hält mich zurück. Fast ist es, als wären meine Stiefel mit dem Boden verwachsen.

Im Gegensatz zu meiner besten Freundin Vivi, die letztes

Jahr nach Australien ausgewandert ist, bin ich nicht sonderlich esoterisch. Ich glaube nicht an Geister, nicht einmal an Schicksal, geschweige denn an Gott. Ich glaube nur an mich. Und oft nicht mal das.

Aber jetzt meldet sich etwas in mir. Intuition, Instinkt, was auch immer – es hält mich auf.

18 Ein lauter Schrei gelbt durch die Nacht und lässt mich zusammenzucken. Neben mir landet ein dunkler Vogel. Eine Krähe. Sie ist so nah bei mir, dass mir der Atem stockt.

Und sie sieht mich an, sieht mit ihren Augen, die wie schwarze Löcher wirken, direkt in meine.

Ich atme tief durch und runzle die Stirn. Sie krächzt wieder. Diesmal erschrecke ich mich nicht.

«Kusch», mache ich halbherzig, aber erst als ich einen Schritt auf sie zugehe, fliegt die Krähe davon.

Ich sehe zum Transporter. «Das ist doch albern», murmele ich und gebe mir einen Ruck. Ich schaue eindeutig zu viele True-Crime-Dokus. Dieses Auto ist mein Ticket, von hier fortzukommen. Das Nummernschild kann ich von hier nicht erkennen; es sieht aus, als wäre es eingeschneit. Aber den Fahrer muss ich mir wenigstens mal ansehen. Wenn er mir unheimlich ist, kann ich immer noch Nein sagen.

Während ich zu meiner Tasche gehe, sie hochhieve und langsam einen Fuß vor den anderen setze, spüre ich, wie meine Kehle trocken wird. Ich gehe den Fußweg entlang, komme dem Kastenwagen immer näher. Gleich muss ich die Straße überqueren.

Ich hole tief Luft und trete auf den Asphalt, als ein Dröhnen die Stille durchschneidet. Ich mache einen Satz zurück und drehe mich um.

Das Geräusch gehört zu einem riesigen Jeep. Nicht so ein

Mini-SUV, nicht einmal wie der eines Försters, sondern einer, der eher zu einem amerikanischen Rancher in Montana oder Wyoming passen würde und in seiner Brachialität hier bizarr fehl am Platz wirkt.

Der Jeep, ebenfalls auf der gegenüberliegenden Straßenseite, verlangsamt sein Tempo und kommt auf meiner Höhe zum Stehen. Zuerst kann ich aufgrund der Spiegelung in der Dunkelheit den Fahrer nicht erkennen, aber dann lässt er seine Scheibe herunter und lehnt sich aus dem Fenster, um den laufenden Motor zu übertönen.

19

«Alles in Ordnung?»

Mein Blick wandert zu dem wenige Meter davor haltenden Transporter. Bevor ich antworten kann, drückt dessen Fahrer das Gaspedal durch und verschwindet mit quietschenden Reifen in die Nacht.

Ich verschränke die Arme vor der Brust und betrachte den Kerl, der dem davonrauschenden Wagen hinterhersieht. Er trägt eine Wollmütze, so wie ich, doch seine bedeckt die Ohren nicht. Darunter schauen ein paar braune Locken heraus, die fast in seinen vollen Bart übergehen. Sein Profil wirkt kantig, aber recht ansprechend – zumindest das, was ich auf die Entfernung in der Dunkelheit erkennen kann. Auf jeden Fall ist er zu attraktiv, um ein Typ zu sein, der mich in seinen Keller verschleppen und foltern würde. Dann kommt mir Ted Bundy in den Sinn.

Ach, verdammt.

«Du hast mich entweder vor einem potenziellen Serienmörder bewahrt oder mich meine Mitfahrgelegenheit und die Rettung vor dem sicheren Kältetod gekostet», rufe ich ihm zu.

Er runzelt die Stirn. Humor ist wohl nicht so sein Ding. «Ja, das war seltsam. Der Typ ist einfach weggefahren.» Er blickt auf

das Gepäck zu meinen Füßen. «Wohin musst du denn? Zum Bahnhof? Ich glaube nicht, dass heute noch ein Zug fährt.»

Ich schüttele den Kopf. «Von dort komme ich. Aus Berlin.»

«Aus Berlin?»

«Ja. Und ich muss nach Geelekow.»

20 Er öffnet den Mund, schließt ihn aber direkt wieder. Dann sagt er: «Das sind fast drei Stunden zu Fuß.»

«Sogar *exakt* drei Stunden», erwidere ich lässiger, als ich mich fühle, schultere meine Tasche und schlendere über die Straße zu seinem Auto, als hätte ich für diesen netten Plausch alle Zeit der Welt.

Er mustert mich. «Du kannst nicht so einfach auf der Straße stehen. Was, wenn ein Auto kommt?»

Ich sehe mich um und strecke die Arme aus. «Seit wir uns unterhalten, ist hier keins vorbeigekommen. Scheint mir nicht die belebteste Gegend zu sein.»

«Es ist mitten in der Nacht. Und Nebensaison.»

«Wenn das noch jemand zu mir sagt, schreie ich.»

Er hebt die Hände zur Abwehr. «Bitte nicht. Dann wirkt es nämlich so, als wolle *ich* dich in meinen Wagen zerren, dabei bin ich nur ein netter Kerl, der angehalten hat, um einer Dame zu helfen.»

«Erstens würde ein Mörder genau das tun – sich als *netten Kerl* bezeichnen. Und zweitens bin ich keine Dame.» Ich blicke zur Seite, dann mustere ich sein Gesicht. Jetzt kann ich sehen, dass er graue Augen hat, die ziemlich freundlich aussehen, auch wenn er noch nicht einmal gelächelt hat.

Ein Mörder würde doch lächeln, oder? *Oder?*

Ich nehme meinen Mut zusammen. «Wenn du den neuen Monat als Lebensretter starten möchtest und mich ein Stückchen mitnehmen könntest, wäre ich dir auf ewig dankbar.»

«Ich fahre tatsächlich nach Geelekow.»

Erleichterung durchströmt mich, aber ich versuche, cool zu bleiben. «Wenn das kein Zufall ist. Also, was denkst du?»

Die Skepsis schleicht sich zurück in seine Mimik. Sein Blick gleitet von meinem Gesicht – ich weiß, dass er die Piercings darin begutachtet – über meine handschuhlosen tätowierten Hände, die ich schnell unter meine Achseln klemme, zu meiner viel zu dünnen, zerschlissenen Lederjacke.

21

Dann scheint er eine Entscheidung zu treffen und sieht mir direkt in die Augen. «Brauchst du Hilfe mit deinem Gepäck?»

Ich umrunde das Auto und klettere auf den Beifahrersitz, meine Tasche schmeiße ich auf die Rückbank, den Rucksack stopfe ich in den Fußraum. Mein erster Eindruck hat mich nicht getäuscht: Das Auto ist riesig, und man sitzt so hoch, als würde man Lkw fahren.

Ich rümpfe ein wenig die Nase. Irgendetwas riecht hier. Während der Typ den Wagen startet und sich auf die Straße konzentriert, schnuppere ich unauffällig an meinem Pullover. Klar, ich bin lange unterwegs, und die Dusche ist schon fast 20 Stunden her, aber stinke ich so sehr?

Nein, ich bin es nicht. Ich drehe mich um, kann auf der Rückbank jedoch nichts erkennen. «Es riecht hier irgendwie nach ...», setze ich an, mehr zu mir selbst als zu ihm.

«Nach Fisch», beendet er meinen Satz.

«Ja! Genau, danach riecht es.»

Er verzieht keine Miene. «Magst du Fisch?»

Ich lache auf. «O Gott, nein! Ich hasse Fisch.»

Er wirft mir einen undefinierbaren Blick zu, runzelt die Stirn. «Dann wirst du hier viel Spaß haben.»

Ich erwidere den Blick und bleibe an seinen Ohren hän-

gen. «Du weißt schon, dass es auch Mützen gibt, die die Ohren bedecken, oder? Diese Fischermützen tragen auch die Hipstertypen in Berlin.»

«Im Gegensatz zu denen bin ich aber tatsächlich Fischer. Wir krempeln unsere Mützen hoch, um Überhitzung zu verhindern und einander besser zu verstehen.»

22

Na Bravo.

Ich räuspere mich. «Sorry. Ich wollte dir nicht zu nahe treten. Vielleicht mag ich Fisch ja mittlerweile, ich habe seit Ewigkeiten keinen mehr probiert.»

Um genau zu sein, seit den letzten Ferien in Geelekow.

Wir schweigen eine Weile, bis er das Wort ergreift. «Wohin musst du denn?»

«In die Strandstraße. Kennst du die?»

«Ich kenne alle Straßen in Geelekow. Jede Ecke, jeden Winkel.»

Okay.

Er hält den Blick auf die Straße gerichtet. «Welche Hausnummer?»

«Sieben.»

«Hausnummer sieben, sagst du?»

«Korrekt. Weißt du, wo das ist?»

«Allerdings.»

Ich warte darauf, dass er noch etwas sagt, aber er bleibt stumm, und so rede ich weiter, um die Stille zu füllen. Das passt nicht zu mir, aber plötzlich ist mir komisch zumute. «Das Haus hat so einen klangvollen Namen ... Irgendwie melodisch.» Ich durchforste mein Gedächtnis. Die Straße habe ich mir seit meiner Kindheit gemerkt, weil sie nach Urlaub und Meer klingt, die Nummer, weil die Sieben schon immer meine Lieblingszahl

ist. Nur der Name ist mir entfallen. «Ich komme gerade nicht drauf ...»

«Sturmmöwe.» Seine Stimme klingt leise und heiser, fast so, als müsse er sich zwingen, die Worte auszusprechen. «Villa Sturmmöwe.»

«Stimmt! So heißt die Hütte.» Beim Klang des vertrauten Namens überkommt mich ein verheißungsvolles, warmes Gefühl. Das wird meine Zuflucht. Dort werde ich sicher sein. Auftanken können, mich neu sortieren. Ich kenne keinen Ort auf der Welt, der jetzt besser für mich wäre.

«Hütte ... Wohl kaum.» Er klingt weder sarkastisch noch ernsthaft. Ich sehe zu ihm hinüber, doch er sagt nichts weiter. Seinen Gesichtsausdruck kann ich im Halbdunkel nicht ganz erkennen. Der kurze Moment der Vorfreude ist schlagartig vorbei. Meine Kehle schnürt sich langsam zu, ich greife mit meiner Hand an den Hals, um das Gefühl zu vertreiben. Das Gefühl von Gefahr.

War es ein Fehler, hier einzusteigen? Zu *ihm*?

«Was soll das?» Seine Augen weiten sich, ich reiße meinen Blick von ihm los und folge seinem. Nach vorn, auf die Straße vor uns, deren Finsternis von zwei gleißend hellen Lichtern durchbrochen wird. Scheinwerfer des Fahrzeugs, das uns entgegenkommt. Es fährt deutlich schneller als wir, kommt unaufhaltsam näher. Wir werden immer langsamer, während der andere Wagen noch zu beschleunigen scheint.

Zuerst verstehe ich nicht, wieso er so beunruhigt klingt, doch dann begreife ich: Das Auto fährt nicht auf der Fahrbahn für den Gegenverkehr – es fährt auf unserer.

Direkt auf uns zu.

Kapitel 2

24

Ich schreie.

Meine Hände tasten nach dem Griff über der Beifahrertür, der natürlich total nutzlos ist. Der Geisterfahrer hält auf uns zu, ist nun frontal vor uns. Ich schließe die Augen, kneife sie fest zusammen, als könnte das den Schmerz des Aufpralls lindern.

Im letzten Moment ziehen wir nach links, ich werde zur Seite geschleudert und öffne die Augen. Nun sind wir auf der Gegenfahrbahn.

Wir schießen aneinander vorbei, nur für einen Wimpernschlag ist der andere Wagen neben uns. Er ist deutlich kleiner, doch er scheint voll besetzt zu sein. Ich glaube, ein Lachen zu hören, aber das kann auch Einbildung sein. In meinen Ohren klingelt es, mein eigener Schrei hallt darin nach.

Dann ist das Auto verschwunden.

«Was war das denn?», stoße ich hervor, als wir wieder auf der richtigen Seite fahren.

Der Typ mit der Mütze starrt nach vorn, seine angespannten Kiefermuskeln treten hervor. Alles hat nicht mehr als zwei, drei Sekunden gedauert.

«Das», sagt er und holt tief Luft, «waren Leute, die lebensmüde sind.» Er klingt gefasst, doch das Trommeln seiner Fingerspitzen auf dem Lenkrad verrät mir, dass er aufgebracht ist. Genau wie ich. «Die Gruppe ist hier schon eine Weile ein Problem. Teenager, die irgendwo einbrechen, randalieren oder

solche wahnwitzigen Aktionen wie diese eben machen. Die verstehen nur nicht, dass sie mit so etwas vor allem sich selbst gefährden.»

Er hat recht. Deren Auto war so klein, es wäre von unserem Geländewagen einfach zerquetscht worden, während wir vielleicht überlebt hätten – vielleicht. Der Geschmack von Galle und Abscheu breitet sich in meinem Mund aus. Ich habe als junges Mädchen auch viel Scheiße gebaut, aber niemals hätte ich Leben riskiert. Zumindest nicht das von jemand anderem.

25

Mein Herz hämmert noch immer wie wild in meiner Brust. Ich sehe hinaus, konzentriere mich auf die Umrisse der Landschaft, um mich zu beruhigen. In der Dunkelheit lässt sich das Meer erahnen. Ich atme tief durch, langsam beruhigt sich mein Puls wieder.

Schweigend fahren wir durch die Nacht. Heizungsluft strömt mir entgegen und lässt meine Lider schwer werden. Nach dem Adrenalinkick von eben legen sich Müdigkeit und Erschöpfung wie eine warme Decke über mich, weshalb ich mich gar nicht bemühe, die Konversation wieder zum Laufen zu bringen. Seine letzten Sätze hallen noch durch meinen Kopf. Er scheint kein Mann großer oder vieler Worte zu sein. Nicht so wie meine Kollegen oder mein Freund. *Ex*, korrigiere ich mich in Gedanken.

Ex-Kollegen, Ex-Freund.

Ex-Leben.

Jedenfalls nicht so wie die Möchtegerns, mit denen ich mich tagtäglich umgeben musste, sondern eher so, als würde er bei jedem Satz, vielleicht sogar jedem Wort, was er sagt, eine Sekunde überlegen, damit es auch das treffende ist.

«Übrigens ...», sagt er. «Wenn du etwas über die Gegend

hier wissen möchtest, frag einfach. Ich bin hier geboren und nie woanders gewesen.»

Er klingt nicht überbordend freundlich, aber offen. Doch ich darf mich nicht von ihm einlullen lassen. Er ist ein Fremder, und noch bin ich nicht am Ziel.

26 «Danke, aber ich bin nur für kurze Zeit hier.» Ich will noch etwas sagen, entscheide mich aber dagegen. Er soll nicht wissen, warum ich hier bin. Was mich mit dem Ort verbindet. Wie lange ich bleiben werde. Das weiß ich ja selbst nicht genau.

Außerdem kenne ich ihn nicht, und er weiß schon, woher ich komme und, viel schlimmer, wo ich wohnen werde. Vielleicht bin ich paranoid, aber ich gehe kein Risiko ein, indem ich ihm noch mehr verrate.

«Trotzdem danke für das nette Angebot», setze ich hinzu, um meine harschen Worte etwas abzumildern und ihn meine Bedenken nicht spüren zu lassen.

Er nickt, ohne mich anzusehen.

Der Rest der Fahrt verläuft wieder schweigend. Wir passieren einige Orte, und schließlich erscheint das Schild von Geelekow. Von der Hauptstraße biegen wir in eine kleinere Straße ein, in der Dächer aus dunklen Ziegeln oder Reet hinter hohen Zäunen und Hecken in den Himmel ragen. Er fährt bis zum Ende, sodass ich das Straßenschild erkennen kann: Strandstraße. Direkt vor dem Deich hält er an.

«Unfassbar, ich hab's wirklich geschafft. Sogar lebend und mit allen Gliedmaßen.» Ich wackele mit den Fingern und Augenbrauen, was ihm immerhin ein winziges Mundwinkelzucken entlockt.

Er deutet in Richtung des Hauses zu unserer Rechten. Viel kann ich nicht erkennen; wegen der Dunkelheit, aber auch weil es von einer dichten, hohen Hecke umgeben ist. Die

Hecke ist auf dieser Seite nur unterbrochen von einem schmiedeeisernen Eingangstor, dessen Spitzen silbermetallene Vögel zieren. Eine Erinnerung schießt durch meinen Kopf. Wie ich damals meine Fingerspitzen ausstrecken musste, um die Vögel zu berühren, das kalte Metall unter meiner Hand spürte, ihre scharfen Kanten nachfuhr, bis meine Beine zitterten und ich loslassen musste.

Der Vogel ist das Symbol des Hauses, in dem ich mich geborgen fühlte wie nirgendwo sonst. Die namensgebende Sturmmöwe.

Ich bin hier. Ich bin wirklich hier.

Er macht Anstalten, seine Tür zu öffnen und mir mit dem Gepäck zu helfen, aber ich winke ab, steige aus, nehme meinen Rucksack und ziehe meine Reisetasche vom Rücksitz. «Wohin warst du eigentlich unterwegs?»

«Die Frage ist wohl eher, woher ich kam», entgegnet er, während ich mein Gepäck auf den Gehweg vor dem Haus wuchte.

«Und woher ...»

«Nicht so wichtig. Allerdings muss ich in ein paar Stunden schon wieder raus aufs Wasser. Ich kann aber warten, bis du im Haus bist?» Er sieht über meine Schulter hinweg auf das Tor. Ich meine, etwas in seinen Augen zu erkennen. Ein Flackern, eine Veränderung. Dann ist es wieder weg.

Ich verziehe das Gesicht und winke nochmals ab. «Ach Quatsch. Ich habe es dank deiner Hilfe bis hierher geschafft, jetzt kann nichts mehr schiefgehen. Also, ab ins Bett mit dir. Danke fürs Mitnehmen ...» Mir wird bewusst, dass ich mich gar nicht nach seinem Namen erkundigt habe. Wie unhöflich von mir. «Wie heißt du eigentlich?»

«Bo.»

«Freut mich, Fischer Bo. Ich bin Lotta.»

«Auf gute Nachbarschaft, Lotta aus Berlin.» Er hält den Blick auf mich gerichtet, zieht sich die Mütze über die Ohren – der erste Anflug von Humor! – und winkt mir ein letztes Mal zu, bevor ich die Beifahrertür zuschmeiße und die Rücklichter seines Jeeps hinter der nächsten Straßenbiegung verschwinden.

28 Ich atme tief durch und merke erst jetzt, wie angespannt ich die ganze Zeit war. Meine Schultern fühlen sich an, als würden sie durch ein dickes Drahtseil zusammengehalten. Die tiefe Ruhe dieser Nacht, dieses Ortes umhüllt mich. Eine einsame Schneeflocke landet auf meiner Nasenspitze, schmilzt dort zu Wasser und lässt mich etwas tun, wozu ich seit Stunden keinen Grund mehr hatte: lächeln. Ich bin angekommen.

Endlich.

Wenige Meter entfernt raschelt es. Ruckartig drehe ich den Kopf in die Richtung des Geräuschs, kann aber nichts entdecken. Unwohlsein durchdringt mich, die feinen Härchen an meinen Unterarmen stellen sich auf. Die Straßenlaternen flackern, hinter dem Deich rauscht das Meer, und es riecht nach frisch gefallenem Schnee.

Nichts Unauffälliges, nur die Straße, Hecken, Häuser und Dächer in der Dunkelheit.

Und doch ...

Ich lasse meinen Blick schweifen. Der Deich ist spärlich beleuchtet, keine Menschenseele ist darauf unterwegs. In den Häusern um mich herum brennt zu dieser späten Stunde kein Licht. Ich bleibe am Nachbarhaus hängen.

Ist da jemand? Eine Gestalt, im obersten Stock, am Fenster? Mein Puls beschleunigt sich. Im Gegensatz zu allen anderen Fenstern im Umkreis ist dieses bei genauem Hinsehen ganz schwach erleuchtet. Die Vorhänge scheinen sich zu bewegen,

und ich meine, den Umriss eines Menschen zu erkennen, der ganz still dasteht. Trotz der eisigen Kälte, die ich eben noch empfunden habe, bricht mir jetzt der Schweiß aus. Unauffällig lasse ich meinen Blick weiterwandern, als würde mir nicht auffallen, dass ich womöglich beobachtet werde. Dass meine Ankunft vielleicht nicht ganz so unbemerkt geblieben ist, wie ich es mir gewünscht hätte. Einige Sekunden verstreichen, und ich schaue wieder hoch zu dem Fenster, doch jetzt ist dort nichts mehr zu sehen. Keine wogenden Vorhänge, kein Licht.

Keine menschlichen Umrisse.

Es ist weit nach Mitternacht. Ein anstrengender Tag liegt hinter mir, und ich bin so kaputt, dass mir meine Augen einen Streich spielen könnten. Wäre nicht das erste Mal.

Ich schultere mein Gepäck und wende mich dem Haus zu, das ich für die nächste Zeit als mein Zuhause auserkoren habe. So lange, bis ich die Scherben meines Daseins wieder zusammengesetzt habe, soll die Villa Sturmmöwe meine Zuflucht sein.

Nur weiß sie noch nichts davon.

Das Tor ist überraschend schwergängig und quietscht, was mich erneut zusammenfahren lässt. Schnell gehe ich über den schmalen gepflasterten Weg zur Haustür, bleibe schwer atmend davor stehen. Ich sehe nach rechts zur Auffahrt, in der kein Auto steht. Schaue nach oben, an der weiß verputzten Fassade empor, aber auch hier brennt kein Licht. Die Fußmatte steht eingerollt neben der Tür.

Ich werde also niemanden stören. Nun muss ich nur noch reinkommen – irgendwie.

Reflexartig ziehe ich mein Handy aus der Tasche. Das Display bleibt schwarz, der Akku ist jetzt komplett leer. Es hätte mir ohnehin nicht geholfen. Stirnrunzelnd sehe ich mich um, krame in den Untiefen meines Gedächtnisses. Wenn wir

damals nur kurz über den Deich zum Strand baden gingen, hatten wir außer einem Handtuch nichts dabei. Keine Tasche, keine Verpflegung. Und vor allem keine Schlüssel. Ich sehe Helen vor mir, wie sie einen Finger auf die Lippen legt, «Dein Vater schläft noch» murmelt, sich herunterbeugt und ...

30 Verzweifelt versuche ich, das Bild scharf zu stellen. Und dann gelingt es mir. Wir hatten keinen Schlüssel dabei, weil der hier auf dem Grundstück versteckt war.

Louis.

Da. Ich entdecke den altmodischen Gartenzwerg wenige Meter neben der Haustür. Wir haben ihn Louis genannt, weil er uns an den Schauspieler Louis de Funès erinnerte, bei dessen Grimassen in seinen uralten Filmen ich mich immer totgelacht habe. Er steht noch genauso versteckt im Schatten der Hecke wie damals. Jetzt ist er zusätzlich von dichtem Pampasgras umgeben.

Als ich fast schon ehrfürchtig auf ihn zugehe, mich hinunterbeuge und seinen Hut anhebe, sende ich ein Stoßgebet zum Himmel, dass Helens Familie den Schlüssel auch Jahre später nicht woanders abgelegt hat. Dass sie aus Nostalgie an dieser albernsten Tradition festhält, so wie der Gartenzwerg noch immer hier steht. Und tatsächlich: Ich fühle Samt unter meinen Fingern und ziehe den Schlüssel aus einem kleinen Beutel.

Meine Finger zittern vor Kälte und Aufregung, als ich aufschließe und die Haustür öffne. Es bleibt still. Mich begrüßt ein süßlich-stickiger Geruch, hier könnte mal wieder gelüftet werden. Aber nicht jetzt.

Mit einem Tritt meines halb erfrorenen Fußes schließe ich ebenso erschöpft wie erleichtert die Tür und begrüße mich selbst. «Willkommen in deinem neuen Leben.»

Draußen krächzt zustimmend ein Vogel.
Ich könnte schwören, es ist der gleiche wie vorhin.

Regel Nummer 1: Ich darf sie nicht hineinlassen

32

Ich spüre es.

Spüre das Kribbeln im Nacken, die Gefahr, die sich Bahn bricht.

Ein Ruck geht durch meinen Körper. Ich richte mich auf, verlasse mein Bett, ziehe mich an. Ganz in Schwarz, so, dass ich mit den Schatten der Nacht verschmelze. Trete hinaus in die beißend kalte Luft.

Es hat geschneit.

Der Schnee dämpft meine schnellen Schritte. Ich passe auf, nicht gesehen zu werden, denn in diesem Ort bleibt wenig verborgen.

Ich weiß es. Jemand ist hier, in Geelekow, in der Villa Sturmmöwe.

Jemand, der hier nicht hingehört. Jemand, den ich genau beobachten muss.

Jemand, der mir gefährlich werden kann.

Und dieser Jemand bist du.

Sie sollten Tagebuch schreiben – meine Therapeutin.

Ja, ich gehe zur Therapeutin. Wenn meine Familie oder unsere Nachbarn das wüssten, würden sie mich auslachen. Hier ist noch niemand zur Therapie gegangen, und psychische Probleme hat man auch nicht. Hat man was mit der Psyche, hat man nichts zu tun. Das pflegte mein Onkel zu sagen.

Er sagt so was, während das, was ich erlebt habe, mich nachts heimsucht. Mich schweißgebadet aufwachen lässt, in meinem Kopfschrillt, wenn es zu still um mich ist. Wenn ich es spüre.

Den heißen Atem im Nacken, die Hände auf meiner Haut.

Komm darüber hinweg, sagt die Stimme in meinem Inneren, die mich seit jenem Tag immer begleitet.

Sie ist Vernunft und Paranoia zugleich. Ich habe mich an sie gewöhnt. Ebenso an meine Therapeutin, die mir nach meinem letzten Klinikaufenthalt empfohlen wurde. Ich fühle mich wohl bei ihr, ich vertraue ihr. Dank ihr konnte ich mir so etwas wie ein normales Leben schaffen.

Doch vor wenigen Monaten hatte ich einen Rückfall. Weil es genau zehn Jahre her ist. Ein trauriges Jubiläum. Und alles, was ich mir mühsam aufgebaut habe, ist über mir eingestürzt. Die Stimme wurde unerträglich laut, gellte in meinen Ohren. Bis ich sie nicht mehr aushielt.

Die Ungewissheit.

Die Ungewissheit ist das Schlimmste. Und vielleicht sogar der Grund, warum es mir wieder schlechter geht. Aber das will ich nicht zulassen. Kann ich nicht zulassen.

Deshalb bin ich hier, an diesem Ort, mit diesem Tagebuch auf dem Schoß, und soll schreiben.

Schreibtherapie nennt sich das. Die Gedanken verschriftlichen, um aufzuarbeiten, was einem widerfahren ist. Und obwohl sich mein ganzes Leben seit Jahren um kaum etwas anderes dreht, kommt es mir befremdlich selbstreferenziell vor, das alles für die Nachwelt festzuhalten. Selbst wenn die Nachwelt nur ich bin. Das ist so außerhalb meiner Komfortzone, dass ich fast lachen muss.

Am besten jeden Tag eine Seite. Ich höre die Stimme meiner Therapeutin. Das werde ich vermutlich nicht schaffen, aber ich werde mich bemühen. Meine Hand zittert, weil es nicht nur das ist, was mir Angst macht.

Viel schwieriger ist es, zurück zu sein.

Dort, wo es damals geschehen ist.

In Geelekow.

[...]